

*Wanderer zwischen Kulturen*

# Nirgends zu Hause

Vom Auswanderungsland  
zum Einwanderungsland

Von Gerhard Spörl

Mit dem melancholischen Blick des Außen-seiters hat Georg Simmel, Ahnherr deutscher Soziologie, die Existenz des Fremden in einer Gesellschaft beschrieben. Er ist und bleibt ein Wanderer, der von irgendwo aufgebrochen ist und nicht recht am Ziel ankommt. Er hat nicht dorthin gehört, wo er war; er trifft dort zu spät ein, wo er hingehören will.

Soweit die Fremden nicht einzeln, sondern in Massen auftreten, kommt anderes hinzu: der Kampf zwischen Mehrheit und Minderheit; der Konflikt von Kulturen und Nationen. Das klassische Athen staunte einfach darüber, wie viele verschiedene Völker es doch unter der Sonne gab, und nannte sie alle – der Einfachheit halber – Barbaren, weil sie nicht die griechische Kultur teilten. Rom unterdrückte sie und beutete sie zunächst unterschiedslos aus. Erst die beiden letzten Jahrhunderte haben die Unterschiede der Völker und Kulturen zum Krieg der Rassen werden lassen.

Unausgesprochen spielen solche Gedanken eine Rolle, wenn in der Bundesrepublik über das Verhältnis der Deutschen zu den Fremden im Lande, zu den Ausländern, diskutiert wird. Wieviel Fremdheit darf, wie viele Fremde dürfen es sein? Was ist der Maßstab dafür?

☐☐☐

Problembewußt, mit starkem Interesse an der Gegenwart widmet sich seinem Gegenstand:

**Klaus-J. Bade: „Vom Auswanderungsland zum Einwanderungsland? Deutschland 1880/1980“; Kolloquium-Verlag, Berlin 1983; 133 S., 12,80 DM.**

Nach den Einigungskriegen rief die Emigration völkisch-romantische Klagen über den nationalen Aderlaß hervor. Sorge um die Wirtschaftskraft machte sich breit im mächtig expandierenden Kaiserreich. Wer zufrieden war, daß der vierte Stand davon geschwächt wurde, bediente sich vorzugsweise der Dampfkesselrhetorik: Druck entweicht aus dem unruhigen Nationalstaat. Aber bald waren es zu viele, die gegangen waren. Deutschland kam in „Leutenot“, wurde zum Arbeitereinfuhrland. 1871 hatten 207 000 Ausländer im Reich gelebt; 1910 waren es 1,25 Millionen. Dazu kam eine Million Wanderarbeiter. Sie kamen aus dem russischen Kongreß-Polen, aus Galizien und arbeiteten primär im preußischen Osten. Man hielt sie unter strenger Kuratel. Es gab Legitimations- und Rückkehrzwang; es herrschte Karenzzeit, das heißt über Winter mußten sie in die Heimat zurück.

Ein unausrotbares Vorurteil erledigt sich beiläufig von selber. Wanderarbeiter nehmen den einheimischen Arbeitslosen nicht den Arbeitsplatz weg. Sie kompensieren Arbeitskräftemangel. Selbst das Hitlerreich, auf Autarkie bedacht, schloß bis 1938 Staatsverträge mit Italien, Ungarn,

Holland, Polen, der Tschechoslowakei und Jugoslawien. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs arbeiteten rund 500 000 Ausländer in Deutschland. Danach ersann die NS-Bürokratie ein teuflisches System der Zwangsarbeit.

Die Bundesrepublik ist, obwohl die wenigsten es wahrhaben wollen, nicht erst in den letzten zehn Jahren zum Einwanderungsland geworden. Schon 1952 herrschte Mangel an Arbeitskräften in der Landwirtschaft, auf dem Bau. Die Arbeitslosenquote betrug in diesem Jahr 9,5 Prozent. Als 1955 der erste Anwerbevertrag mit Italien zustande kam, waren 1,07 Millionen Deutsche arbeitslos. Die Bundesrepublik integrierte im übrigen bis 1961 13,34 Millionen Heimatvertriebene und DDR-Flüchtlinge. Die Gastarbeiter integrieren zu müssen, stand in jenen Tagen nicht auf der Tagesordnung. Sie kamen und sie gingen, wie die Konjunktur es verlangte.

1966/67 noch ging die Zahl von 1,3 Millionen auf 900 000 Gastarbeiter zurück. In der kärglichen Metaphorik der Volkswirtschaft: Gastarbeiter haben Pufferfunktion.

Sie hatten eine Funktion, die wie selbstverständlich in Anspruch genommen wurde. Üblich war nach dem Zweiten Weltkrieg der Wanderarbeiter aus Spanien, Portugal, Italien oder Jugoslawien, der alleine kam, in einem Beheißheim oder einer Firmensiedlung hauste und keine Ansprüche stellte. Er wollte hier sparen, um dort leben zu können. Die Sehnsucht nach der Heimat war seine Lebensform, so durfte man lange annehmen. Seit zehn Jahren ist das anders. Die Folge: Das ökonomische Problem ist zum sozialen Problem geworden.

☐☐☐